

AKADEMIEBEITRÄGE ZUR POLITISCHEN BILDUNG

Band 19

Manfred Hättich / Paul Dietmar Pfitzner

Herausgeber

Nationalsprachen und die Europäische Gemeinschaft

Probleme am Beispiel der deutschen, französischen
und englischen Sprache

*Dokumentation einer Kooperationstagung
der*

*Akademie für Politische Bildung Tutzing
mit dem*

Carolus-Magnus-Kreis



OLZOG VERLAG MÜNCHEN

1989

LUDWIG M. EICHINGER

Die Dialekte und Regionalsprachen und ihr Verhältnis zur Hochsprache. Die Lage in Deutschland und Frankreich

1. Bürgerliche Freiheit, Nationalsprache und regionale Idiome

Im Jahre 1815, gerade am Ende der Befreiungskriege, erscheint in Kempten eine kleine Schrift mit dem Titel: „Soll es *eine* europäische Verhandlungssprache geben?“. In ihr wird die Durchsetzung einer einheitlichen Sprache in Europa, und sei es unter welchem Vorbehalt auch immer, entschieden abgelehnt, denn nicht „gewaltsame Eingriffe in den natürlichen Gang der Menschen- und Völker-Verbindungen“ (S. 6) seien geeignet, das Glück der Völker herbeizuführen, vielmehr würden durch ein künstliches Einheitsstreben die grundlegenden Bindungen des Menschen abgerissen. Zudem sei eine weitere Einigung auch deswegen völlig verfehlt, da sich ohnehin im Laufe der historischen Entwicklung in der europäischen Sprachenlandschaft ein angemessenes Verhältnis von Einheit und Vielfalt entwickelt habe:

Es wurden durch freies Aneinanderschmiegen im Laufe der Zeit aus den Völklein Völker, aus den Völkern Völkerschaften, und ein schöner Kranz mannigfaltiger, sich gegenseitig hebender Blüten und Früchte ward jede Völkerschaft, weil jedes Völklein sich nur an das gleichartige anschloß, und seine, während der Vereinzelung errungene Art und Sitte liebend zu pflegen fortfuhr. (S. 5/6)

Jeder Versuch nun, diese harmonische sprachliche Landschaft – eine Art englischen Gartens – durch gärtnerische Eingriffe auf *eine* Form, und das heißt auf *eine* Sprache zurückzuschneiden, und damit in einen „angezirkelte[n] Kunstgarten“ (S. 7) – einen französischen Park eben – zu verwandeln, ließen dem bürgerlichen Freiheitsdenken zuwider, denn:

Von allen Eigenheiten eines Volkes, wie eines einzelnen Menschen, ist die auffallendste seine Sprache. Die Sprache ist das von Geschlecht zu Geschlecht fortgeführte Selbstbewußtsein eines Volkes, sie ist von seinem Entstehen an die bestimmende und bestimmte Form seines Thuns, nur durch sie dauert ein Volk als Volk, denn mit ihr geht das Bewußtsein des Volkes verloren, das Volk als dieses Volk hört auf. So ist von Europas frühern Bewohnern, weil sie mit den spätern Einwanderern sich vermischt und bis auf wenige traurige Reste des Baskischen, Finnischen, Irischen und Letuwischen, ihre eigenthümlichen Sprachen aufgegeben, kaum noch das Andenken übrig, aber eben dieses hartnäckige Fortglimmen der genannten Sprachtrümmer längst verwischter Nationen ist auch ein Beweis, wie äußerst fest jedes Volk an seiner Sprache hält, und welcher Gewaltthätigkeit es bedarf, sie ihm zu rauben. (S. 7)

Unser Autor, der offenbar seinen Herder¹ gut gelesen hat, ist der damals dreißigjährige Johann Andreas Schmeller, zu dieser Zeit Ober-Lieutenant bei einem Freiwilligen-Regiment in Kempten, der später mit seinen dialektologischen Arbeiten, allen voran seinem Bayerischen Wörterbuch, bekannt und zu einem der Väter einer modernen Dialektforschung werden wird.

Gut zwanzig Jahre früher lag der Convention Nationale der revolutionären französischen Republik der Bericht des Abbé Grégoire² vor, der Bericht „sur la nécessité et les moyens d'anéantir les patois et d'universaliser l'usage de la langue française“. Für den Verfasser dieser berühmten Schrift sieht das alles ganz anders aus, die außer dem Französischen in Frankreich existierenden Idiome seien Relikte eines feudalen Partikularismus, aufrechterhalten von den daran Interessierten aus dem Gesichtspunkt des *divide et impera* heraus. Deshalb ist für ihn, auch über die Grenzen der französischen Republik hinaus, die Benutzung einer einheitlichen Sprache eine Garantie für die individuelle Freiheit durch Gleichheit, die Einführung einer Weltsprache hält er für den Stein der Weisen – eine in seiner Sicht bedauerlicherweise utopische Lösung für alle Schwierigkeiten. Aber wenn eine solche Lösung auch welt- oder europaweit nicht durchsetzbar erscheint, für Frankreich, das im Hinblick auf die Freiheit die Avantgarde der Nationen darstelle, sei das eine angemessene Herausforderung:

Mais au moins on peut uniformer le langage d'une grande nation, de manière que tous les citoyens qui la composent puissent sans obstacle se communiquer leurs pensées. Cette entreprise, qui ne fut plainement exécutée chez aucun peuple, est digne du peuple français, qui centralise toutes les branches de l'organisation sociale et qui doit être jaloux de consacrer au plutôt, dans une République une et indivisible, l'usage unique et invariable de la langue de la liberté. (S. 302)

Und dennoch stellt sich der revolutionären Sprachpolitik eine ungeheure Aufgabe: denn von 30 derzeit existierenden patois spricht der Abbé Grégoire, und davon, daß nur etwa 3 Millionen von den etwa 26 Millionen Bürgern der französischen Republik französisch sprächen. Schon Schmeller allerdings schreibt 20 Jahre später von den 27 Millionen Sprechern des Französischen, zumindest in der Außenwirkung war somit offenbar die von der Revolution durchgeführte Sprachpolitik erfolgreich, und sie wird ja auch im folgenden Jahrhundert der Staatsnationen immer weiter erfolgreich sein (vgl. Plasseraud 1985).

Aber zunächst zurück zu unseren beiden Zeitzeugen, dem Sprachpolitiker der Revolution und dem sprachwissenschaftlich gebildeten national gesonnenen Deutschen der Befreiungskriege.³ Beide Autoren geben als ihr Ziel an, die Selbstbestimmung der großen Masse der Bevölkerung fördern zu wollen, sich – im wörtlichen Sinne – Gedanken um ihr Mitspracherecht machen zu wollen. Aus deutscher Sicht nun, und sie soll ja hier dezidiert eingenommen werden, ist immer wieder verblüffend, wie bruchlos die Roile der französischen Sprache in der Gesellschaft umgedeutet werden konnte. Das Französische war ja vor der Revolution und außerhalb Frankreichs ja auch nach der Revolution noch die Sprache, die der absolutistischen Feudalherrschaft ihre Identität gab (vgl. Coulmas [1985, S. 40]). So hat man zunächst den Ein-

druck, als werde aus der Not eine Tugend gemacht: als würde eben das Französische als die bestmodernisierte Variante mit der größten Verbreitung und dem größten schriftsprachlichen Ausbau gewählt. Mag das sicherlich auch praktisch unhinterfragt die Wahl des Französischen als einziger Sprache der Revolution prägen, begründet wird die Wahl mit einem politischen Mythos, der direkt an den existenten, gerade erst im aufklärerischen Diskurs weidlich ausdiskutierten Mythos von der *clarté* der französischen Sprache anschloß.⁴ Nicht umsonst beginnt auch Grégoires Rapport mit einem Verweis auf Rivarols berühmte Preisschrift, die ja gerade erst vor zehn Jahren erschienen war.⁵ Und so geht denn die revolutionäre Sprachpolitik vor, wie so mancher Didaktiker bis hin zu den Vertretern kompensatorischer Sprachprogramme: die in Frankreich existierenden Regiolekte, welcher sprachlichen Herkunft auch immer, werden als sprachlich unzulänglich, im Prinzip irrational und politisch restaurativ deklassiert und sind infolgedessen möglichst schnell durch das Französische zu ersetzen. Es ist nicht schwer zu erkennen, daß hinter diesem Selbstbewußtsein bereits 250 Jahre offizieller Sprachnormierung stehen, die der Nationalsprache als Schriftsprache einen Status verliehen haben, durch den die Verbindungen zu den Volksmundarten völlig abgeschnitten wurde. Und so ist die Unterscheidung zwischen Dialekten des Französischen, also Dialekten in einem üblichen Sinne und den Regionalsprachen, also mit dem Französischen nicht in dieser Beziehung stehenden Idiomen zunächst nicht interessant, bei Grégoire werden so auch ziemlich ununterschieden die Begriffe *dialecte*, *patois* und *idiom* gewählt, die insgesamt der *langue* Französisch gegenüberstehen.⁶

Ganz anders ist offenbar die Lage im damaligen deutschen Sprachraum. Dem eindeutig estatistisch geprägten Nationalismus der französischen bürgerlichen Revolution steht ein bürgerlicher Nationalismus gegenüber, der zwar eine Idee davon hat, wie er seine Identität definiert haben möchte, sich aber noch unklar über die Form ist. Das hat natürlich Folgen für Status und Normiertheit der jeweiligen Schriftsprache: in Deutschland wie in anderen verspäteten Nationen wird eben erst im Verlaufe des 19. Jahrhunderts eine politische Struktur entstehen, die eine einheitliche Nationalsprache begünstigt. Die Schwierigkeiten, so zu einer Norm zu finden, die in Frankreich aus langer Tradition auch regional durch das Machtzentrum Paris vorgegeben war, spiegelt sich besonders deutlich in der als frühbürgerliche Emanzipationsbewegung verstehbaren grammatischen und auch lexikalischen Normierung des Deutschen im 18. Jahrhundert (vgl. dazu Rieck [1972]). Denn obwohl auch für den deutschen Sprachraum – zumindest für seinen protestantischen Teil – durch Luthers sprachliches Wirken das Ostmitteldeutsche als normgebender Raum anerkannt ist, findet der Versuch Gottscheds, der – über Christian Wolf wohl von Leibniz angeregt – versucht, das Deutsche grammatisch und lexikalisch in eine Form zu bringen, die es den Ansprüchen einer modernen, aufklärerischen Sachprosa genügen läßt, keine ungeteilte Anerkennung. Vor allem stößt die Begründung für die Bevorzugung des Obersächsischen, die sich auf das italienische und französische Beispiel der normgebenden Regionen bezieht, auf erheblichen Widerspruch. Woher vom Lärm dieser Diskussion freilich übertönt wird, wieweit man sich nicht

trotzdem bis auf Kleinigkeiten schon längst auf dieser Basis geeinigt hatte. Vor allem aber als nun das Deutsche mit seinen Emanzipationsbewegungen tatsächlich Erfolg hat, nämlich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als die Vorklassiker und Klassiker der deutschen Literatur zu schreiben beginnen, und als die Aufklärungsphilosophie beginnt, Deutsch zumindest für ein gutes Jahrhundert zur Sprache der Philosophie zu machen, wird wieder betont, daß die Ausdrucksfähigkeit der deutschen Sprache in der Kraft auch ihrer Regionalismen liege. Erkennbar wird das auch daran, daß z. B. die Begründung der Beschäftigung mit den Dialekten eine deutliche Akzentverschiebung erfährt. War – auch das von Leibniz vorgegeben – zunächst ein archivarisches-historisches Interesse ausschlaggebend, nach dem noch aufgezeichnet werden sollte, was ohnehin bald endgültig verschwinden würde, so wird jetzt betont – als Exempel mag die Idiotikensammlung des württembergischen Pastors Friedrich Carl Fulda gelten, der eine Übersicht über ihm bekannte Regionalismen unter dem Aspekt der Bereicherungsmöglichkeit für die Hochsprache gibt –, daß regionale Idiotismen die Möglichkeit gäben, die Schriftsprache in der deutschen Sprache in angemessener Weise zu bereichern. Deutlich erkennbar ist an dieser Wendung das Gedankengut der sensualistischen Spätaufklärung, die durch den Namen Herders charakterisiert werden kann. Aber auch die Dichter der Zeit suchen das Eigengepräge ihrer Sprache, um ihre Ausdrucksfähigkeit zu fördern; und das nicht nur die jungen Schiller und Goethe und ihre Mit-Stürmer und Dränger, auch ein so „unmoderner“ Autor wie Klopstock wirft seinem Kollegen Wieland vor, sich das Adelungsche Wörterbuch aufs Pult genagelt zu haben, um die Wörter daraufhin zu überprüfen, ob sie auch gut hochdeutsch seien, das Adelungsche Wörterbuch, das Klopstock an dieser Stelle seiner *Grammatischen Gespräche* boshafterweise das „mundartische“ nennt (vgl. dazu Eichinger/Lüsebrink [1988]).

Wie auch immer, erkennbar ist der Polyzentrismus der deutschen Sprachwelt, eine gewisse Variabilität auch der Normanforderung, die in positiver Selbstinterpretation als höhere Empfindsamkeit gegenüber dem Französischen interpretiert wird, so den Vorwurf mangelnder Logik konterkarierend. Dagegen ist die hier sich abzeichnende Selbstinterpretation der französischen Sprachverhältnisse extrem monozentristisch, so daß jede Variation notwendig als Fremdes interpretiert wird.

Aufgrund der historischen Entwicklung im 19. Jahrhundert nahm auch in Deutschland das Nationalsprachbewußtsein eindeutig zu – mit den entsprechenden Folgen für die Einschätzung der Dialekte. Für die deutschen Verhältnisse sei als Exempel nur darauf verwiesen, daß schon im Jahre 1834 der Pastor Ludolf Wienbarg in Hamburg eine Schrift mit dem Titel: *„Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden? Gegen Ersteres und für Letzteres beantwortet“* erscheinen ließ. Die gesellschaftliche Mobilität, die durch die wirtschaftlichen Umwälzungen des Jahrhunderts erforderlich wurde, übte einen starken Druck in Richtung auf die Durchsetzung der Hochsprache aus. Dennoch entwickelten sich die politischen Verhältnisse so, daß der prinzipielle Polyzentrismus selbst der deutschen Normsprachlandschaft noch gestärkt wurde. Denn mit der Gründung des Deutschen Reiches

war durch die kleindeutsche Lösung die Existenz mehrerer Normzentren verfestigt, was die Gleichsetzung von Staat und Sprache, die offenbar für Frankreich problemlos war, vereitelte. Daß der deutsche Nationalismus sich immer wieder darauf berief, nicht zuletzt in seinen Auswüchsen im Nationalsozialismus, ändert an dem Tatbestand nichts. Auch heute ist die deutsche Sprache durch ihren Gebrauch in zumindest vier Staaten (Bundesrepublik Deutschland, DDR, Österreich, Schweiz) schon auf der Standardebene regional differenziert. Deshalb sind auch die deutschsprachigen Staaten eigentlich gar nicht vergleichbar mit der Frankophonie, wo das Normzentrum eindeutig in Frankreich, bei der Akademie liegt.

Zusammenfassend kann man sagen: Es gibt Ähnlichkeiten zwischen der Sprachsituation in Deutschland und Frankreich, denn beides sind europäische Staaten mit einer voll durchgesetzten Schrift- und Standardsprache, bei praktischer Zurückdrängung der verschiedenen Regiolekte; und es gibt signifikante Unterschiede, vor allem ist für Frankreich jede Variation des Sprachgebrauchs tendenziell außerhalb der Sprache angesiedelt, während im deutschen System Variation als Variabilität innerhalb des Systems interpretiert wird. Aber sowohl die gemeinsamen Züge wie die Unterschiede lassen sich darauf zurückführen, daß aufgrund der unterschiedlichen Voraussetzungen der beiden Nationen zu der Zeit, als die Konstitution bürgerlicher Organisationsformen interessant wurde, die Verhältnisse zwischen Freiheit und Gleichheit unterschiedlich interpretiert wurden.

2. Namen und die Wirklichkeit

Genau das läßt sich nun in der Terminologie unserer Titelformulierung so ausdrücken, daß in Frankreich alle nicht standardsprachlichen Idiome als Regionalsprachen behandelt werden, während im deutschen Sprachgebiet selbst Regionalsprachen eher als Dialekte interpretiert werden.

Dazu trägt zweifellos bei, daß auf französischem Sprachgebiet eine deutlich größere Anzahl von nicht als Dialekte des Französischen zu beschreibenden Sprachformen existiert als in Deutschland. Für das 1970 erschienene Handbuch der europäischen Sprachminderheiten gibt es in der Bundesrepublik Deutschland zwei Sprachminderheiten, nämlich die dänische Minderheit an der deutsch-dänischen Grenze, und die nordfriesische Minderheit ebenfalls im nördlichen Schleswig-Holstein, für Frankreich werden dagegen aufgezählt Basken, Bretonen, Elsässer, Lothringer, Katalanen, Korsen, Flamen, wobei zudem noch die Okzitanier und Frankoprovençalen zu fehlen scheinen.⁷ Dagegen spielen in der französischen Diskussion die einzelnen regionalen Formen des Französischen zumindest begrifflich wohl eher eine Nebenrolle. Sie werden entweder als *Akzent* verkleinert, negativ kategorisiert als *patois* oder historisiert als *dialecte*. Dem entspricht auch, daß alle Dezentralisierungsmaßnahmen zunächst die Regionalsprachen betreffen, schon unter Ausschluß der Fälle, wo ein regionaler Dialekt wie das Elsässische sprachlich mit einer benachbarten Hochsprache verwandt ist (vgl. z. B. Boyer [1982]).

An dieser Stelle ist aber zuzugeben, daß das Bild, das ich vom Verhältnis von Standard und Substandard in Deutschland und Frankreich gegeben habe, auch terminologisch bereinigt ist. So einfach ist es nun wieder nicht, zu bestimmen, was ein Dialekt und was eine Regionalsprache sein soll. Denn gerade in diesem Bereich gibt es eine Vielzahl von Begriffen, deren Bedeutungsgehalt je nach Bezugssystem sehr stark schwankt. So redet man deutscherseits von Dialekten, Mundarten, der Umgangssprache, der Standard- oder Hochsprache, auch der Schriftsprache, französischerseits von *dialecte*, *patois*, *argot*, *accent*, *langue regionale*, *langue nationale*; in der deutschen Sprachwissenschaft scheint mir zudem die Tendenz erkennbar zu sein, Termini wie Regionalsprache oder Regiolekt als neutrale Überbegriffe für alle regional unterschiedlichen Sprachformen zu gebrauchen. Ich will über diese Fragen nicht ausführlich diskutieren,⁸ sondern eine abgekürzte Antwort geben, indem ich nur kurz etwas zum hier eingenommenen Standpunkt sage. Wenn ich hier von *Dialekt* oder *Mundart* spreche, so steckt dahinter die „deutsche“ Vorstellung eines Kontinuums von Sprachvarietäten, die mehr oder minder bruchlos ineinander übergehen. Allerdings soll damit mehr verstanden werden als der konservativste kleinräumigste Dialekt, somit auch Erscheinungen, die deutlich weiter auf dem Weg hin zu regionalen Umgangssprachen reichen (vgl. Munske [1982]). Dagegen ist der Regionalsprachbegriff, den ich hier verwende, eher französisch geprägt, also ein Begriff, der die Diskontinuität zwischen der *langue nationale* und den regionalen Idiomen betont. Dabei ist allerdings schon der Tatsache Rechnung getragen, daß es, wie gerade festgestellt, in Frankreich auch mehr Idiome gibt, die in mancherlei Hinsicht eher eine Sprache genannt zu werden verdienen. Das scheint mir auch dem derzeitigen französischen Sprachgebrauch angemessen (vgl. Marcellesi [1979, S. 63]); die im Rahmen eines allmählich sich durchsetzenden Konzepts von Dezentralisation anerkannten Sprachformen werden als *langues locales*, *langues regionales*, vor allem sozialistischerseits neuerdings auch als *langues minoritaires* bezeichnet (vgl. Giordan [1982, S. 50ff.]). Daneben stehen dann die *parlers regionaux*, die verschiedenen *patois*, wobei vor allem der zweite Begriff eine deutliche negative Bewertung zeigt. Wesentlich scheint mir, festzuhalten, daß auch die terminologische Behandlung Diskontinuität betont.

Darin spiegelt sich zweifellos auch ein anderes Verständnis von der Rolle der Standardvarietät, der Hochsprache. In Frankreich herrscht ganz eindeutig das Bewußtsein vom Wert der einheitlichen strikt normierten Hochsprache vor, während das öffentliche Bewußtsein von der Bedeutung einer solchen Sprachform in den deutschsprachigen Ländern außer der Schweiz eher gering ist. Zudem erhebt die französische Sprachpolitik eher Anspruch auf eine gewisse Weltsprachrolle, für die das Mutterland auch Normvorbild sein soll, während Fragen des internationalen Status des Deutschen erst in letzter Zeit etwas an Gewicht gewinnen, wo der Druck des Englischgebrauchs auch klassische Domänen mittlerer europäischer Sprachen wie des Deutschen und des Französischen bedroht. Das betrifft vor allem auch deren Rolle als Sprachen internationaler Kommunikation im Bereich der Wissenschaft. So stellt sich von hier die Frage der kommunikativen Reich-

weite der Nationalsprachen in einer neuen Form (vgl. Weinrich [1985, S. 42ff.]).

3. Regionalismus – ein neuer Streit um Einheit und Vielfalt

Im Lichte der allgemeinen Sprachentwicklung in den mitteleuropäischen Nationalstaaten sind nun allerdings die praktischen Folgen der unterschiedlichen Interpretationsweisen des Verhältnisses von Hochsprache und daneben existenten Varianten nicht allzu hoch einzuschätzen, denn generell befinden sich sowohl das Deutsche wie das Französische in einer Entwicklungslinie, in der die Standardsprache oder standardnahe Sprachformen auf Kosten der nur regionalen Sprechsprachen mehr und mehr Domänen erobern, handle es sich bei den Regionalformen nun um Dialekte oder Kleinsprachen.⁹ Sowohl in den deutschsprachigen Staaten wie in Frankreich ist dieser Prozeß aufgrund der Erfolge der allgemeinen Schulerziehung weit vorgedrungen; daneben schien es für längere Zeit kaum Funktionen für regionalsprachliche Formen zu geben.¹⁰ Dieses strikte Bild stimmt im deutschen Sprachraum allerdings wohl nur für die Verhältnisse in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR, in Österreich und vor allem in der Schweiz sind sie doch deutlich anders (vgl. dazu Schuppenhauer/Werlen [1982, S. 1422/23]). Jedoch hat sich nun seit den 70er Jahren mit den verschiedenen regionalistischen Bewegungen ohnehin eine Gegenströmung zu dieser Tendenz entwickelt. In der Form, in der wir sie erleben, scheint aber diese Gegenbewegung nur in Gesellschaften möglich zu sein, die eine gefestigte Standardsprache besitzen, so daß mit der Verwendung von regionalen Sprachvarianten nicht gleichzeitig ein Verlust an problemloser weitreichender Kommunikation verbunden ist. Nur unter diesem Aspekt werden dann die regionalen Sprachformen wirklich frei für neue Funktionen, können sie als Faktoren wirken, die regionale Identität stabilisieren. Unter diesem Gesichtspunkt ist meines Erachtens ja auch schon zu sehen, daß die geschriebenen Formen der Standardsprachen systematisch offener werden für sprachliche Merkmale, die eigentlich der gesprochenen Sprache zugerechnet werden. Schon das ist wohl doch ein Eingeständnis der Tatsache, daß auch innerhalb eines nicht zu strikt gesetzten standardsprachlichen Rahmens Variation möglich ist, und daß gerade die Beherrschung der Variation den kompetenten Sprecher ausmacht. Entsprechendes gilt auch für die Ansprüche von Regionalsprachen, Eingang in Domänen zu finden, die traditionell der Standardsprache vorbehalten waren: sofern sich Forderungen nach dem Gebrauch von Regionalsprachen so beschreiben lassen, stellen sie beim heutigen Stand der Hochsprachdurchsetzung kaum eine Gefahr für die innerstaatliche Verständigung dar. Für den Zusammenhalt politischer Gebilde scheint es sogar eher günstig zu sein, wenn die Möglichkeit besteht, die eigene Identität als eine Facette der Gesamtkultur sichtbar werden zu lassen.

Es war daher nicht anders zu erwarten, als daß eine solche Veränderung eine Struktur wie die französische stärker in Mitleidenschaft zieht als die deutsche. Denn im Zentralsystem auch der französischen Sprachnormierung

ist Polyzentrität nicht nur nicht vorgesehen, sondern wirkt den eigentlichen Intentionen gegenüber feindlich. Es ist in dieser Hinsicht typisch, daß der Bericht zur Dezentralisation, den sich Jack Lang zu seiner Zeit als französischer Kultusminister bestellt hat, ausführlich gegen ein Konzept von Dezentralisation zu kämpfen hat, das wiederum nur zentralistisch aus der Metropole festsetzt, was für die Regionen zu geschehen hat, ohne die Entwicklungen in den Regionen aufzunehmen.¹¹ Allerdings ist in den letzten Jahren das Bemühen unverkennbar, das Konzept der Regionalisierung in das französische System zu integrieren.¹² Doch sind sich Frankreich und die Bundesrepublik Deutschland auch darin ähnlich, daß auch deutsche Bundespolitiker die Kulturautonomie der Länder eher als lästig empfinden.

Das Aufkommen des Regionalismus vor allem in den 70er Jahren und zu Anfang der 80er Jahre hat auch für das deutsche Sprachgebiet Folgen gehabt in Form eines erneuten Erstarkens des Dialektgebrauches. Dabei ist diese Erscheinung auch schon für das Gebiet der Bundesrepublik je nach untersuchter Region recht unterschiedlich zu beurteilen. Das Hauptbeurteilungskriterium müßte dabei sein, auf welchen Status des Dialektgebrauchs die Dialektwelle im einzelnen traf, d. h. ob noch starke regiolektale Ausdrucksweisen mit einem neuen Selbstbewußtsein versehen wurden, wie wohl in vielen Regionen Süddeutschlands, oder ob eine mehr oder minder künstliche Reaktivierung ehemals vorhandener Regiolekte betrieben wird, wie wohl in weiten Bereichen des niederdeutschen Sprachgebiets.¹³ Obwohl die Frage derzeit ungeklärt erscheint, was aus dieser Anregung, die mir derzeit den Charakter des Modischen gerade wieder zu verlieren scheint, werden wird,¹⁴ kann man wohl als positiv festhalten, daß die Möglichkeiten, sich auch mit den regionalen sprachlichen Ausdrucksformen zu identifizieren, ohne soziale Sanktionen erwarten zu müssen, gestiegen sind.¹⁵ Auf die Tatsache, daß solche Fragen der Lebendigkeit regionaler Idiome, z. B. auch für das Okzitanische zu diskutieren wären, sei hier nur hingewiesen.

4. Nationen und Regionen – oder: Wie sieht Europa morgen aus?

Was kann man nun von diesen Entwicklungen für die Zukunft erwarten, in Sonderheit für die Zukunft in einem vereinten Europa? Unbestreitbar scheint zu sein, daß ein ideales vereintes Europa im Prinzip föderative Strukturen auch zu Lasten der existierenden Nationalstaaten fördert, so daß unter diesem Aspekt regionale Entwicklungen ein neues Gewicht bekommen können. Was das allerdings für die Frage der europäischen Sprachenlage heißen kann, erscheint mir nicht so eindeutig. Schon heute sind ja, trotz eines weitgehenden Übersetzungswesens, in der Realität nicht alle Sprachen innerhalb der europäischen Gemeinschaft gleichberechtigt. Von diesem Gesichtspunkt her, der sozusagen von der Ebene unterhalb der akzeptierten Nationalsprachen kommt, wie von dem obengenannten Gesichtspunkt der weltweiten Dominanz des Englischen her, also einem Aspekt, der von einer Ebene oberhalb der europäischen Nationalsprachen kommt, scheint es, als könne es sich auch ein vereintes Europa nicht leisten, die erreichte Einheit-

lichkeit der Nationalsprache aufzugeben, so daß für Regionalsprachen, und mehr noch für Dialekte, sofern sie praktisch ausschließlich gesprochene Sprachen sind, kleinräumigere Funktionen vorzusehen sind. Nun scheint aber eine solche Entwicklung ohnehin eher im Sinne eines funktionierenden Zusammenlebens zu sein, denn so ist eine integrierende Funktion dieser Sprachformen denkbar: eine regionale Untergliederung, die erfolgreich sein will, muß von der Zustimmung der Bevölkerung getragen sein. Dazu ist es notwendig, bereits existente regionale Identitäten – und die Sprache ist hierbei ein Element von wichtiger Symbolfunktion – stabilisierend mitwirken zu lassen, und stabilisierendes Mitwirkenlassen heißt Ernstnehmen, d. h. die Regiolekte müssen eine tatsächliche soziale Funktion haben. Daß bei einer in diesem Zusammenhang nötigen Diskussion der funktionalen Normen für den Sprachgebrauch allerdings auch die Norm der Hochsprachverwendung ins Gespräch kommt, ist wohl unvermeidlich. Aber auch das wäre ja wohl nichts Neues, denn schon Gottsched mußte viele Angriffe und manchen Spott erleiden, als er sich in der Einleitung seiner *Deutschen Sprachkunst*, die 1748 in erster Auflage erschienen war, ein Ende des Sprachwandels herbeisehnte:

„nun wäre es zu wünschen“, meinte er, „daß unsere Sprache bey der itzigen Art sie zu reden und zu schreiben, erhalten werden könnte: weil sie, allem Ansehen nach, denjenigen Grad an Vollkommenheit erreicht zu haben scheint, worinnen sie zu allen Vorfällen und Absichten einer ausgearbeiteten und artigen Sprache, geschickt und bequem ist.“ (1762/1978, S. 56/57).

Wie man sieht, bleiben zumindest die Träume der Sprachnormierer konstant.

Anmerkungen

1 Vgl. dazu Bahner/Neumann (1985, S. 55 ff.), Coulmas (1985, S. 41 ff.), speziell zu Schmeller, vgl. Eichinger (1983).

2 Hier im folgenden zitiert nach Certeau/Julia/Revel 1975.

3 Vgl. dazu Bahner/Neumann (1985, S. 81 ff.); es bleibt dabei auf jeden Fall festzuhalten, daß es sich zu dieser Zeit bei beiden Positionen um konkurrierende *progressive* Gesellschaftsmodelle handelt.

4 Weinrich (1985, S. 148) verweist in diesem Zusammenhang darauf, daß der Mythos der *clarté* nicht nur der Idealisierung der Vergangenheit und Gegenwart dient, sondern einen Appell darstellt, ein Ideal der Ausdrucksweise postuliert, dem man daher auch nachstrebt. Tatsächlich wäre eine solche Überlegung wohl geeignet, die Attraktivität dieses Konzepts für die aufklärerischen Sprachpolitiker zu erklären.

5 Vgl. Weinrich (1985, S. 136), der Rivarols Schrift in die französische Normierungspolitik insgesamt einordnet: eine satirische Auseinandersetzung mit Rivarol findet sich in Klopstocks *Grammatischen Gesprächen*, wo eine Person namens Rivarolade das französische Gegenbild repräsentiert; vgl. dazu Eichinger/Lüsebrink (1988).

6 Damit steht in enger Verbindung, daß die Lehren des *bon usage* die Schreib- wie die Sprechweise zu normieren suchten (vgl. Weinrich, [1985, S. 64, bes. Anm. 15]); dagegen ist in Deutschland die Entwicklung dieser beiden Sprachformen deutlich entzerrt (vgl. Besch [1982b]), zudem stellt sich für die gesprochene Sprache die Frage des Normzentrums mit gesteigerter Schärfe.

- 7 Diese Daten werden hier nach Coulmas (1985, S. 52ff.) zitiert; zur Ergänzung s. Blaschke (Hg.) (1980).
- 8 Als Übersicht über diese Definitionsprobleme s. Löffler (1982).
- 9 Vgl. das bei Coulmas (1985, S. 9) abgedruckte Zitat von Jespersen, der diese Erscheinung mit positiver Bewertung beschreibt.
- 10 Für die deutschen Verhältnisse vgl. hierzu Mattheier (1980), auch Schuppenhauer/Werlen (1982).
- 11 Analoge Kritik findet sich z. B. bei Philipponneau (1982, passim), der allerdings (S. 240) mit dem Jahr 1981 einen wesentlichen Umschwung gekommen sieht.
- 12 Vgl. auch Plasseraud (1985).
- 13 Zu einer Einschätzung des heutigen Dialektgebrauchs s. Schuppenhauer/Werlen (1982); zu einer Klassifikation des Dialektgebrauchstyps s. Mattheier (1980, S. 106–108).
- 14 Einige positiv-kritische Überlegungen zu diesem Phänomen habe ich in Eichinger (1984) beizusteuern versucht.
- 15 So verstehe ich auch die zusammenfassende Stellungnahme in Besch (1982b, S. 1409).

Literaturhinweise

- Pierre Achard, *History and the Politics of Language in France: a review essay*, in: History Workshop 10, 1980, S. 175–183.
- Werner Bahner/Werner Neumann (Hg.), *Sprachwissenschaftliche Germanistik. Ihre Herausbildung und Begründung*, Akademie-Verlag, Berlin 1985.
- Ernest Berthet u. a., *Langue dominante, langues dominées*, Edilig, Paris 1982.
- Werner Besch, *Dialekt, Schreibdialekt, Schriftsprache. Standardsprache. Exemplarische Skizze ihrer historischen Ausprägung im Deutschen*, in: Besch u. a. (Hg.) 1982, S. 691–990 (= 1982a).
- Werner Besch, *Entstehung und Ausprägung der binnensprachlichen Diglossie im Deutschen*, in: Besch u. a. (Hg.) 1982, S. 1399–1411 (= 1982b).
- Werner Besch u. a. (Hg.), *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*, 2 Hbbde., de Gruyter, Berlin/New York 1982.
- Jochen Blaschke (Hg.), *Handbuch der westeuropäischen Regionalbewegungen*, Syndikat, Frankfurt/M. 1980.
- Henri Boyer, *A propos du statut des langues en France. De la dénomination comme pratique politique*, in: Lengas 21, 1982, S. 89–93.
- Michel de Certeau/Dominique Julia/Jacques Revel, *Une politique de la langue. La Révolution française et les patois. L'enquête de Grégoire*, Paris 1975.
- Florian Coulmas, *Sprache und Staat. Studien zur Sprachplanung*, de Gruyter, Berlin/New York 1985.
- Ludwig M. Eichinger, Bayer, *Deutscher, Europäer – Johann Andreas Schmeller und die sprachliche Lage in Europa*, in: Oberpfälzer Heimat 27, 1983, S. 47–64.
- Ludwig M. Eichinger, *Mundartlyrik*, in: Gerhard Köpf (Hg.), Neun Kapitel Lyrik. Schöningh: Paderborn 1984, S. 147–178.
- Ludwig M. Eichinger/Claire Lüsebrink, *Gespräche über die Sprache*, in: Brigitte Schlieben-Lange (Hg.), *Fachliche Gespräche im 18. Jahrhundert*, Niemeyer, Tübingen 1989 (im Druck).
- Fried Esterbauer (Hg.), *Regionalismus. Phänomen, Planungsmittel, Herausforderung für Europa. Landeszentrale für politische Bildungsarbeit*, München 1978.
- Friedrich Carl Fulda, *Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung, Sammlern und Liebhabern zur Ersparung vergeblicher Mühe bey bereits schon aufgefundenen Wörtern und zu leichterer eigener Fortsetzung gegeben*. Berlin/Stettin: Nicolai 1788 (Nachdruck Leipzig: Zentralantiquariat der DDR 1975).
- Claude Gendre/Françoise Javerlier, *Ecole, histoire de France et minorités nationales*, federop, Lyon 1978.
- Jean Giard/Jacques Scheibling, *L'enjeu régional. Une démarche autogestionnaire*, Messidor, Paris 1981.
- Henri Giordan, *Démocratie culturelle et droit à la différence. Rapport au ministre de la culture*. La Documentation Française, Paris 1982.
- Johann Christoph Gottsched, *Vollständige und neuerläuterte Deutsche Sprachkunst*. (...)

- (Leipzig 1762), bearb. v. Herbert Penzl, 2 Bde., de Gruyter, Berlin/New York 1978.
- Robert Hinderling (Hg.), *Europäische Sprachminderheiten im Vergleich. Deutsch und andere Sprachen*. Steiner, Stuttgart 1986.
- Horst Haider Munske, *Umgangssprache als Sprachkontakterscheinung*, in: Besch u. a. (Hg.) 1982, S. 1002–1018.
- Victor Hell, *Pour une culture sans frontières. L'Alsace, une autre histoire franco-allemande*. Straßburg: BF 1986.
- Günter Holtus/Ediger Radtke (Hg.), *Sprachlicher Substandard*. Niemeyer, Tübingen 1986.
- IDI (Hg.), *Langue et pouvoir – Sprache und Macht*. Straßburg: BF 1983.
- Heinrich Löffler, *Gegenstandskonstitution in der Dialektologie: Sprache und ihre Differenzierungen*, in: Besch u. a. (Hg.) 1982, S. 441–463.
- Jean-Baptiste Marcellesi, *Quelques problèmes de l'hégémonie culturelle en France: langue nationale et langues régionales*, in: IJSL 21, 1979, S. 63–80.
- Klaus J. Mattheier, *Pragmatik und Soziologie der Dialekte*. Einführung in die kommunikative Dialektologie des Deutschen. Heidelberg 1980.
- Klaus J. Mattheier (Hg.), *Aspekte der Dialekttheorie*. Niemeyer, Tübingen 1983.
- P. M. Mitchell (Hg.), Johann Christoph Gottsched. *Ausgewählte Werke*. Zwölfter Band. Gottsched-Bibliographie. Berlin/New York 1987.
- Michel Philipponneau, *La grande affaire . . . Décentralisation et Régionalisation*. Calmann-Lévy, Paris 1981.
- Yves Plasseraud, *Qu'est-ce qu'une minorité en France aujourd'hui?*, in: Groupement pour le droit des minorités (Hg.), *Les minorités à l'âge de l'état-nation*. Fayard, Paris 1985, S. 271–287.
- Werner Rieck, *Johann Christoph Gottsched. Eine kritische Würdigung seines Werkes*. Akademie-Verlag, Berlin 1972.
- Brigitte Schliehen-Lange/Georg Kremnitz (Hg.), *Schwerpunkt: Regionalismus* (= Lendemains 17/18, Juni 1980).
- Johann Andreas Schmeller, *Soll es Eine allgemeine europäische Verhandlungssprache geben?* Kempten: Dannheimer 1815 (wieder abgedruckt im Jahrbuch der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft 1987. Morsak, Grafenau 1988).
- Claus Schuppenhauer/Iwar Werlen, *Stand und Tendenzen in der Domänenverteilung zwischen Dialekt und deutscher Standardsprache*, in: Besch u. a. (Hg.) 1982, S. 1411–1427.
- P. Sture Ureland (Hg.), *Kulturelle und sprachliche Minderheiten in Europa*. Aspekte der europäischen Ethnolinguistik und Ethnopolitik. Niemeyer, Tübingen 1981.
- Harald Weinrich, *Wege der Sprachkultur*. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1985.
- Jean M. Zemb, *Vergleichende Grammatik Französisch-Deutsch*. Teil 2. Dudenverlag, Mannheim 1984.